

Hypnose und Kognition
Band 12, Heft 1, April 1995

Zur psychologischen und sozialen Funktion des Rituals

Peter Kruse und Heinrich N. Dreesen

Zusammenfassung: Auf dem Hintergrund einer Selbstorganisations-theorie des Kognitiven wird rituelles Handeln zu einem wesentlichen Baustein der Konstruktion individueller und sozialer Wirklichkeit. Psychologisch haben Rituale die Funktion, in der Unsicherheit von Übergangssituationen und in der Unüberschaubarkeit sozialer Gegebenheiten eine stabile Handlungsgrundlage zu erzeugen. Rituale sind wie Suggestion und Intuition nicht ein schlechter Ersatz bei mangelnder rationaler Durchdringung von Situationen, sondern eine zentrale Antwort auf die Unvorhersagbarkeit und Komplexität von Umweltereignissen. In der Psychotherapie sind Rituale ein Mittel zur Erhaltung der sensiblen Balance von Stabilität und Instabilität, die eine Voraussetzung für Lernen und Entwicklung ist.

1. Einleitung

Die Kategorie des rituellen Handelns hat in unserer aufgeklärten Welt lange Zeit ein ähnliches Schattendasein geführt wie die Phänomene der Suggestion und der Hypnose. Daß das Ritual in vergleichbarer Weise wie Suggestion und Hypnose als Gegenstandsbereich verstehender Auseinandersetzung und psychotherapeutischer Anwendungskreativität in den letzten Jahren kontinuierlich an Bedeutung gewonnen hat, ist ein Spiegelbild der allgemeinen Abkehr von einfachen elementaristischen Kausalmodellen und der Hinwendung zu Konzepten für den Umgang mit komplexer Dynamik. Die empirische Auseinandersetzung mit psychischen Phänomenen hat sich allzulange in Einzelergebnissen verloren und die Suche nach integrativen Erkenntnissen zunehmend die Komplexität der Phänomene und damit letztlich auch die Praxis aus dem Auge verloren. Mit den neueren Ansätzen der Selbstorganisationstheorie ist hier auf vielen Gebieten ein Wandel eingeleitet worden.

2. Kognitive Selbstorganisation

Im Alltagsleben gehen wir zumeist fraglos und unbeschadet davon aus, daß die Stabilität und Geordnetheit unserer Erlebnismöglichkeit ein mehr oder weniger direktes Ergebnis der Stabilität und Geordnetheit der uns umgebenden Realität ist. Im Alltag sind wir mehr oder weniger "naive" Realisten und müssen es wohl auch sein, um uns ausreichend sicher zu fühlen und um handeln zu können. Das Informationsverarbeitungsmodell des menschlichen Gehirns, das sich dieser Alltagsicht direkt zugrundelegen läßt, ist lange auch das wissenschaftlich dominierende Konzept des Verständnisses psychischer Funktionen gewesen. Vergleichbar der Arbeitsweise eines Computers werden in diesem Modell über die Sinnesorgane Reize aus der Umwelt aufgenommen und anschließend zentralnervös

gefiltert, verdichtet und verarbeitet. Das entstandene Abbild der Umwelt steuert das eigene Verhalten, dessen Ergebnisse wiederum als Reizgegebenheiten zu Sinnesindrücken werden und als Feedback zurückwirken. Umweltanpassung ist in diesem Modell eine stabilitätsorientierte Minimierung von Soll-Ist-Abweichungen. Kognitive Instabilitäten und reizunabhängige Ordnungsbildungen im Erleben (Täuschungen, Träume, Halluzinationen usw.) sind dann notwendig kuriose Randphänomene oder sogar Störungen im System und an der Grenze zum Pathologischen. Das Informationsverarbeitungsmodell menschlicher Erkenntnistätigkeit ist auch heute noch weit verbreitet, obwohl es theoretisch wie auch empirisch stark unter Druck geraten ist. Die Anwendung der Konzepte der Selbstorganisationstheorie zur Erklärung kognitiver Leistungen führt im Gegensatz zu Erklärungsmodellen, die die eigendynamischen Anteile der Ordnungsbildung im Gehirn sogar in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Dieser bereits früh in der Gestaltpsychologie vollzogene Perspektivenwechsel (Kruse et al., 1987; Stadler und Kruse, 1986) führt zu einer radikalen Neukonzeptualisierung psychischer Funktionen. In der Sichtweise einer kognitiven Selbstorganisationstheorie (Stadler und Kruse, 1990) sind Reize ausschließlich energetische Randbedingungen, die auf die Eigendynamik des Gehirns wirken, ohne dessen Aktivität letztlich bestimmen zu können. Erlebnismöglichkeiten sind aktive Sinnkonstruktionen; Gedächtnisinhalte sind nicht veränderungsneutral gespeicherte Informationen, sondern werden immer wieder neu erzeugt; Lernen ist nicht mehr oder weniger gelungene Anpassung an Umweltgegebenheiten, sondern Herstellung viabler, d.h. lebensfähiger Ordnungsbildungen. Stabilität und Geordnetheit im Psychischen wird damit vom eher trivialen Ergebnis eines Abbildprozesses zum keineswegs selbstverständlichen Stabilitätszustand (Attraktor) in der Eigendynamik eines hochkomplexen Systems. Instabilität ist die zentrale Prozessqualität des Kognitiven; eigendynamische Ordnungsbildungen sind die Regel und keineswegs potentiell pathologische Randphänomene.

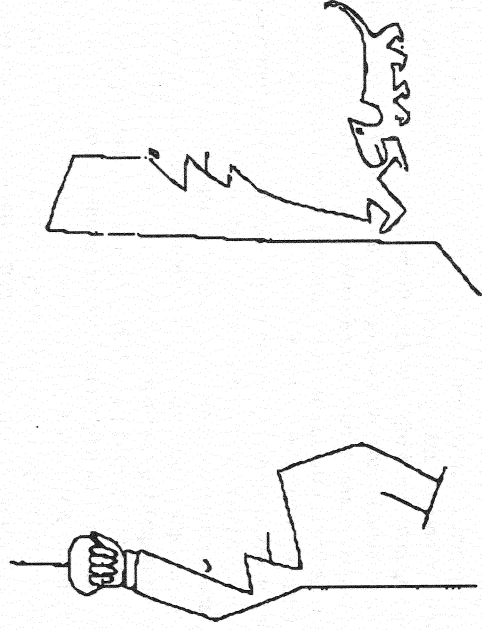


Abb. 1: Cartoons von S. Steinberg

Die Stabilität der Erlebnismöglichkeit wird im Gehirn in einem hocheffizienten Prozeß der Auflösung von Ambiguität aktiv erzeugt. Die in Abbildung 1 dargestellten Strichzeichnungen sind scheinbar mühelos interpretierbar.

Wir sehen einen Mann, der sich (wahrscheinlich in der Straßenbahn) festhält und einen Mann mit Hund, der durch eine Tür geht. Bei näherer Betrachtung wird jedoch schnell klar, das die wahrgenommene Eindeutigkeit der Abbildung nicht aus den Reizgegebenheiten entspringt, sondern auf eine aktive Disambiguierung unseres Wahrnehmungssystems zurückgeführt werden muß. Die Linien in den Cartoons müssen in der Wahrnehmung ständig aktiv ihre Begrenzungsfunktion verändern, um die geschilderten eindeutigen Interpretationen entstehen zu lassen. Erst der Versuch, diese Wahrnehmungsleistung über einen bildverarbeitenden Computer zu simulieren, offenbart die extreme Schwierigkeit der Aufgabe. Keine Kontur in der Wahrnehmungswelt trägt die Entscheidung, zu welcher Seite sie ein Objekt begrenzt, im Sinne einer eindeutigen Information in sich. Bereits die Konstituierung von einfachen Objekten in der Erlebnismöglichkeit ist also eine aktive Leistung des Sinnessystems (z.B. auf der Basis von Gestaltprinzipien). Vergleichbares läßt sich ebenso für andere basale Wahrnehmungskategorien wie z.B. die Perspektive oder die gesehene Bewegungsrichtung von Objekten zeigen (siehe Kruse und Stadler, 1995). Ein besonders eindrückliches Beispiel für die zumeist unbemerkte Reizdisambiguierung im Kognitiven ist die Sprache. Trotz umfangreicher Bemühungen ist es bis heute nicht befriedigend gelungen, Sprachverstehen über informationsverarbeitende künstliche Systeme zu modellieren. Das "einfache" Verstehen eines Satzes über einen Computer ist angesichts der zur Beseitigung der Mehrdeutigkeit der Sprache notwendigen Zusatzinformationen nahezu ausgeschlossen. Die Feststellung, Lehrer auf einer Mädchenhandelschule zu sein, kann für den Computer problemlos zur Offenbarung eines kriminellen Sachverhaltes werden. Der Satz "endlich habe ich für meinen Sohn ein Fahrrad bekommen" offenbart seine prinzipielle Mehrdeutigkeit dem Zuhörer erst, wenn die Antwort lautet "da haben sie aber einen guten Tausch gemacht". Menschliches Sprachverstehen basiert auf der Summe des gesamten kulturellen Wissens des Zuhörenden und keineswegs auf der eindeutigen Informationsübertragung eines Senders auf einen Empfänger. Computer sind deshalb bis heute nicht in der Lage, selbst einfache Texte eindeutig zu interpretieren. Die basale Mehrdeutigkeit der Sprache, die dem Menschen nur in seltenen Fällen bewußt ist und die dann eher als amüsantes Wortspiel empfunden wird, führt zum Versagen informationsverarbeitender Systeme. Noch subtilere Formen der Sinnkonstruktion, wie sie z.B. bei ironischen Aussagen verlangt werden, führen die Computermetapher endgültig ad absurdum. Vergleichbares gilt auch für die Funktionsweise des Gedächtnisses. Die Vorstellung, daß das Gedächtnis ein Speicher ist, in dem Information abgelegt und aus dem sie unverändert wieder herausgenommen werden kann, hat Frederik Bartlett bereits vor über 60 Jahren in seinen Experimenten zum Erinnern weitreichend verunsichert (siehe Bartlett, 1932). Unser kognitives System ist durchgängig aktiv ordnungsbildend und muß es auch sein, vergegenwärtigt man sich die grundlegende Mehrdeutigkeit von Reizgegebenheiten. Wenn das Charakteristikum aktiver Ordnungsbildung bereits für die basalen Kategorien der Wahrnehmung, des Sprachverstehens und des Gedächtnisses gelten, wieviel mehr muß dann für die Interpretation komplexer sozialer Situationen von einer Konstruktivität unserer Erlebnismöglichkeit ausgegangen werden.

Unterstellen wir trotzdem noch einmal theoretisch die Möglichkeit einer eindeutigen Abbildung von Reizgegebenheiten durch das Gehirn. Selbst unter dieser eigentlich nicht

sinnvoll aufrechtzuerhaltenden Annahme, bleibt die Frage nach dem Entstehen von Stabilität im Erleben und Verhalten nahezu ungemildert bestehen. Für viele natürliche und künstliche Systeme wurde im Rahmen der Selbstorganisations- und Chaostheorie in jüngerer Zeit die Existenz nicht-linearer Eigendynamiken nachgewiesen. Das Verhalten dieser Systeme ist extrem instabil und, wenn überhaupt, nur kurzfristig vorhersagbar. Für einen handelnden Umgang mit diesen Systemen, die von einfachen (z.B. Doppelpendel) oder komplexen (z.B. Wetter) physikalischen Gegebenheiten bis zu sozialen Netzwerken (z.B. Börse) reichen, kann per se keine stabile und verlässliche Grundlage hergestellt werden. Vorausgesetzt, daß das Gehirn selbst ein komplexes nicht-lineares System ist und soziales Leben Interaktion zwischen mehreren Gehirnen notwendig macht, weiterhin vorausgesetzt, daß wir in natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen eng an unterschiedliche nicht-lineare Systemdynamiken angekoppelt sind, ergibt sich psychologisch das Problem: Wie kommt die scheinbar selbstverständliche Stabilität unserer Erlebniswirklichkeit und die letztlich unberechtigte Sicherheit unseres Handelns überhaupt zustande? Warum befinden wir uns nicht ständig in der erlebten und erlittenen Instabilität eines Schizophrenen während des psychotischen Schubes? Warum sind wir nicht wie ein Autist ständig ängstlich darum bemüht, die auf uns wirkenden Rahmenbedingungen so stabil als eben möglich zu halten?

Analysen sogenannter künstlicher neuronaler Netzwerke, die auf dem gegenwärtigen Stand der Erkenntnis am ehesten als adäquate Simulationen der eigendynamischen Ordnungsbildung in natürlichen Gehirnen gelten können, haben gezeigt, daß der Hinweis auf die mögliche Normalität pathologischer Zustände gar nicht so absurd ist, wie er im ersten Moment erscheinen mag. Wählt man zur Modellierung der Funktionsweise des Gehirns Netzwerke, deren Verbindungsstrukturen sich plastisch verändern können und deren Elemente spontanaktiv sind, so entsteht schon bei relativ geringer Netzwerkkomplexität das sogenannte Plastizitäts-Stabilitäts-Dilemma (siehe Grossberg, 1976). Die selbstorganisierenden Netzwerke finden selbst bei konstanten Rahmenbedingungen (z.B. konstanten Reizgegebenheiten) allein auf der Basis der assoziativen Gewichtung parallel aktiver Elemente (Hebb-Prinzip) keine stabile Lösung mehr. Die Netzwerke sind dann auch nicht mehr lernfähig, da erreichte Ordnungszustände sofort wieder eigendynamisch destabilisiert werden. Erst wenn die Gewichtungen selektiv, d.h. auf der Basis bewertender Einflüsse gebildet werden (Verstärkung der Kopplungen nur bei vorhandener Aktivität von Bewertungssystemen, selektive Hebb-Regel), bilden sich überdauernde stabile Attraktorzustände aus. Ergebnisse aus der neueren neurophysiologischen Forschung legen nahe, daß tatsächlich in vergleichbarer Weise der Neocortex des Gehirns nur über den bewertenden Eingriff entsprechender Subsysteme (z.B. Limbisches System) zu stabilen Ordnungsbildungen kommt (Roth, 1994). Die Symptomatik eines psychotischen Schubes kann auf diesem Hintergrund durchaus als überhöhte Eigendynamik in der Folge von Defiziten oder Störungen im Bewertungssystem des Gehirns verstanden werden. Ein entsprechendes Modell der Schizophrenie auf der Grundlage einer Netzwerksimulation führt zu durchaus tragfähigen, symptomnahen und therapierelevanten Schlußfolgerungen (Kruse et al., 1995).

Auf der Ebene neurophysiologischer Aktivität kann die Frage nach stabilisierenden Faktoren der eigendynamischen Ordnungsbildungen also in erster Näherung über die Wirkung bewertender Subsysteme und über die genetisch präformierte Strukturbildung im Gehirn beantwortet werden. Ein entsprechendes Verständnis der stabilisierenden Funktion be-

wertender Subsysteme für die Ordnungsbildungsdynamik des Neocortex findet sich auch in der Affektlogik von Chiompi (1982), in der in vergleichbarer Weise die enge Verwobenheit emotionaler und rationaler Aktivitätsmuster hervorgehoben wird. Das Konzept der Affektlogik wurde von Chiompi entsprechend zu einem Selbstorganisationsmodell der Entstehung schizophrener Symptommatiken erweitert (Chiompi, 1989).

Auf psychologischer Ebene lassen sich fünf Basisstrategien zur Erzeugung einer stabilen Handlungsgrundlage bei komplexen situativen Gegebenheiten benennen (Gheorghiu und Krusse, 1991). Die in unserer Kultur zentral für bedeutsam gehaltene Strategie der kognitiven Ordnungsbildung ist dabei sicherlich die rational-logische Analyse (1). Diese Strategie ist jedoch angesichts der Vernetztheit und Eigendynamik vieler Umweltbedingungen oft zu langsam und zu sehr an den Aufbau einfacher Kausalstrukturen gebunden, um die Stabilität der Erlebniswirklichkeit und das Sicherheitsgefühl, das uns im Alltagshandeln begleitet, letztlich ausreichend erklären zu können. In wie vielen Situationen verstehen wir tatsächlich die Zusammenhänge der auf uns wirkenden Einflüsse? Die Strategie des reflexhaft-automatischen Verhaltens (2) ist eine Form der Ambiguitätsauflösung, die über einfache Wiederholung entsteht und nur bei konstanten Randbedingungen zu viablen Lösungen führt. Das einfache "Drauflos"-Handeln im Sinne des "Versuch und Irrtum"-Verhaltens (3) ist dagegen eine durchaus effektive Form des Umgangs mit unvorhersehbaren Umweltereignissen. Diese Strategie bezieht allerdings keine Vorerfahrungen ein und hat im Extrem den Charakter zufälliger Aktivität. Die letzten beiden Strategien der psychologischen Ambiguitätsbewältigung sind bislang durch die Dominanz des Informationsverarbeitungsmodells kognitiver Funktionen in ihrer Bedeutung für das menschliche Handeln stark unterbewertet worden. Es handelt sich um die suggestive (4) und die intuitive (5) Handlungsbegründung. Beide Strategien beziehen sich auf prozedurale Wissensstrukturen, d.h. auf kognitive Ordnungsbildungen, die nicht primär auf rational-logischer Analyse basieren und nicht bewußtseinspflichtig sind. Bei der Strategie der suggestiven Handlungsbegründung entsteht das Verhalten über die Summe der situativ wirksamen Dynamiken und auf der Grundlage dabei spontan entstehender kognitiver Muster. Bei der Strategie der intuitiven Handlungsbegründung sind zusätzlich langfristig als Erfahrungswissen stabilisierte kognitive Ordnungsbildungen beteiligt. Wenn wir uns noch einmal vergegenwärtigen, daß die situativen Gegebenheiten, denen wir uns alltäglich gegenübersehen, zu meist eine hohe Komplexität und Veränderungsdynamik aufweisen, wird deutlich, daß die suggestive und intuitive Handlungsbegründung wahrscheinlich zentralere Bedeutung besitzen als die kulturell so hoch eingeschätzte rational-logische Handlungsbegründung. Die moderne Gesellschaft erzeugt ein immer stärker vernetztes Geflecht von Aktivitäten, die auch über große Distanzen aufeinander wirken. Unsere rational-logische Kultur erzeugt somit immer komplexere Dynamiken, die rational-logisch nicht zu bewältigen sind. Viablen Lösungen werden in Zukunft zunehmend eher von intuitiven Experten als von rational-logischen Analytikern zu erwarten sein. Es liegt nahe, daß die rational-logische Begründbarkeit des Handelns gesellschaftlich mehr und mehr hinter dem prozeduralen Erfahrungswissen zurückstehen wird. Für die neuropsychologische und die psychologische Betrachtungsebene wurden Prinzipien und Strategien benannt, die eine Stabilisierung der eigendynamischen Ordnungsbildungsprozesse bei mehrdeutigen Randbedingungen gewährleisten. Ein vergleichbares Problem der eigendynamischen Stabilisierung und Disambiguierung besteht auch auf der Ebene sozialer Ordnungsbildungen.

3. Ritual als eigendynamische Ordnungsbildung

Spontan wird der Begriff des Rituals häufig in seiner Verwendung eingeschränkt auf die Beschreibung von religiösen Handlungen oder von Handlungsabläufen in fremden Kulturen, deren Sinnhaftigkeit oder Zweckbestimmung für einen außenstehenden Beobachter nicht unmittelbar nachvollziehbar ist. Alltagshandlungen im eigenen Kulturraum erscheinen zumeist eindeutig zielbestimmt und kausal wohlbegründet. Wiederum dominiert das Informationsverarbeitungsmodell die Betrachtungsweise. Handlungen werden als Abfolge ineinandergreifender Regelkreise verstanden, über die Zielhierarchien systematisch abgearbeitet werden. Das Bewußtsein des Zwecks einer Handlung ist der Auslöser und die Differenz von Soll und Ist ist die energetische Grundlage gezeigter Aktivität.

In deutlicher Abgrenzung von der engen Definition rituellen Handelns wird im folgenden die These in den Mittelpunkt der Argumentation gestellt, daß Rituale über alle Lebensbereiche hinweg ein zentrales Medium der Stabilisierung und Konstruktion sozialer Wirklichkeit und somit ein allgegenwärtiges Element unserer Erlebniswelt sind. Rituale sollen definiert werden als Verhaltenssequenzen, (i) die ein stabiles Ablaufmuster besitzen, d.h. deren einzelne Verhaltenselemente formalisiert in einer vereinbarten Reihenfolge verlaufen; (ii) die über häufige bzw. speziell festgelegte Wiederholungen tradiert werden; (iii) die neben einem offensichtlichen Zweck einen immanenten Sinn verfolgen; und (iv) die durch emotionale Involvierung eine große Bereitschaft zur dauerhaften Verankerung sozialer Konstruktionen erzeugen. Der bei Ritualen zum Zweck hinzutretende immanente Sinn definiert den eigentlichen wirklichkeitskonstruktiven Charakter. Der immanente Sinn eines Rituals kann nicht verlorengehen, solange das Ritual überhaupt im zugehörigen kulturellen Rahmen ausgeführt wird, da Rituale nicht die Kenntnis ihres Sinns voraussetzen, sondern ihren Sinn eigendynamisch hervorbringen. Rituale sind "Rückwärtskonstruktionen" von Wirklichkeit. Der immanente Sinn eines Rituals entfaltet sich als Attraktorzustand selbstständig während der Ausführung. Nehmen wir das Beispiel eines einfachen Trinkrituals. Die verschiedenen Formen des Zuprostens sind einerseits Teil des Zwecks der Nahrungsaufnahme und garantieren eine zeitliche Abstimmung der Beteiligten. Andererseits entsteht beim Zuprosten auch ohne explizite Absicht ein Gefühl der Gruppenzugehörigkeit und Nähe. Der immanente Sinn des Zuprostens ist die Erhöhung sozialer Bindung.

Die eigendynamische Sinnerzeugung ritueller Handlungssequenzen findet eine interessante mathematische Analogie in der Erzeugung komplexer Muster durch die Iteration einfacher Regelsysteme. Iteration meint dabei das wiederholte Einspeisen des Ergebnisses der Anwendung einer Regel in die gleiche Regel im Sinne des "Stille Post"-Prinzips. Ein anschauliches Beispiel für eine derartige iterative Musterverzeugung ist das sogenannte Sirpinski-Dreieck. Zur Erzeugung des Sirpinski-Dreiecks werden drei Punkte (A, B, C) so auf einer Fläche verteilt, daß die verbindenden Linien ein Dreieck bilden. Ausgehend von einem Startpunkt D wird nun folgende Regel realisiert: Gehe vom Startpunkt D per Zufall nach A, B oder C und mache auf der Hälfte der Strecke einen Punkt. Dieser Ergebnispunkt ist dann wieder der Ausgangspunkt für die nächste Regelanwendung usw. Diese einfache Regel-Iteration erzeugt unabhängig von den gewählten Punktpositionen ein hochkomplexes Muster unendlich ineinandergeschachtelter Dreiecke (Fraktal, siehe Abbildung 2). Das Muster ist der immanente Attraktorzustand (Eigenwert) der iterierten Regel.

In vergleichbarer Weise können soziale Regelwerke, wenn sie im Fluß des Handlungsge-
schehens immer wieder zur Anwendung kommen, implizite Ordnungsstrukturen entfalten,
ohne daß diese Ordnung das Ergebnis eines bewußten Willensaktes der beteiligten Perso-
nen sein muß. Diese Idee liegt letztlich auch der "double bind"-Hypothese der Schizo-
phrenie zugrunde. In dieser Hypothese wird davon ausgegangen, daß eine einfache Kom-
munikationsregel in der Lage ist, jenseits individueller Handlungsabsichten ein komplexes
psychopathologisches Symptom zu erzeugen (Bateson, 1956). Begreift man Rituale als
iterativ zur Anwendung gebrachte Regelsysteme, so wird die über das Ritual ausgelöste
soziale Wirklichkeitskonstruktion zum eigendynamischen Attraktorzustand, der aus dem
Ritual hervorgeht, ohne daß diese Sinnkonstruktion von den handelnden Individuen will-
kürlich erzeugt werden muß. Rituale gewinnen in diesem Verständnis den Charakter einer
überindividuellen kulturellen Intelligenz. Rituale werden zu einem externen Gedächtnis,
über das soziale Wirklichkeit immer wieder neu erzeugt und stabilisiert wird.

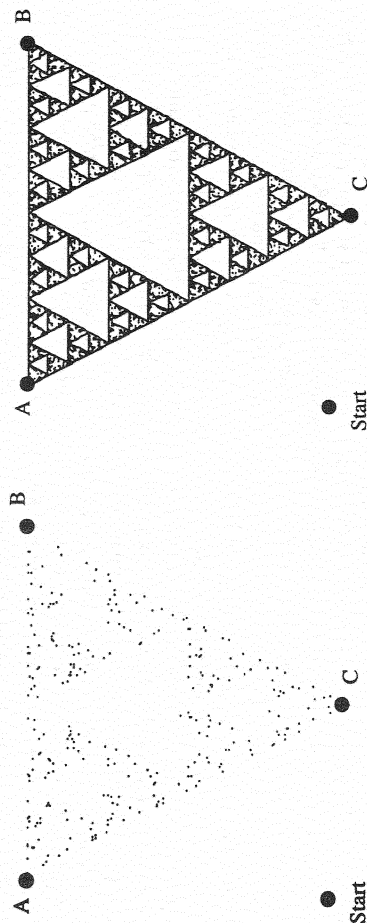


Abb. 2: Eigendynamische Musterverzeugung über iterative Regelanwendung (siehe Text)

Vergegenwärtigt man sich noch einmal das bereits skizzierte Dilemma der umfassenden
Ambiguität sozialer Gegebenheiten, so wird deutlich, daß Rituale als ein weiterer Weg zur
Lösung des Problems der Disambiguierung situativer Gegebenheiten angesehen werden
können. Rituale sind in dieser Perspektive ein wesentlicher sozialer Mechanismus der Er-
zeugung stabiler kognitiver Ordnungsbildung. Es läßt sich in der Konsequenz dieser Ar-
gumentation ableiten, daß Rituale in besonderer Weise gebunden sind an
Gegebenheiten, die durch eine hohe Komplexität und/oder durch ein großes Verände-
rungspotential gekennzeichnet sind. Tatsächlich findet sich rituelles Verhalten über alle
Kulturen hinweg zentral als Antwort auf entsprechende instabile und unkalkulierbare Le-
benssituationen. So dienen viele Rituale besonders der Gestaltung und Bewältigung von
Überängen. Die Initiierung ins Erwachsenenleben wird ebenso rituell begleitet wie Heirat,
Geburt, Trennung oder Tod. Die über den Wechsel der Jahreszeiten vermittelte Unsicher-
heit in der Gewährleistung ausreichender Nahrungsmittel war ebenso Ausgangspunkt ge-
sellschaftlicher Rituale wie Kankheiten, die, da im Verlauf zumeist nicht vorhersagbar,
immer auch Instabilität beinhalten. Neben der Verbindung von Ritual und Lebensverände-
rung erweisen sich Rituale auch in anderen Zusammenhängen als ein effizientes Medium

der Bewältigung von Unsicherheit und der Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Wieso
muß soziale Autorität, wie sie z.B. in Führungshierarchien oder vor Gericht aufgebaut
wird, nicht ständig neu ausgehandelt und begründet werden? Woher beziehen wir das
Vertrauen, uns von einem Arzt behandeln zu lassen, ohne selbst etwas von Medizin zu
verstehen? Bei näherer Betrachtung des Alltagslebens wird deutlich, daß in einer sehr
großen Zahl von Situationen Rituale definieren, was als stabile Wirklichkeit erlebt wird.
So wie Suggestion und Intuition bei den Handlungsentscheidungen des Individuums eine
bedeutendere Rolle spielen als zumeist angenommen wird, sind Rituale im Kontext sozi-
aler Konstruktionen der unbetonnte Hintergrund, auf dem die Figuren unseres absichts-
vollen und bewußten Handelns definiert werden.

Ein Lebensbereich, der vielleicht mehr als die meisten anderen Bereiche mit der Gestal-
tung von Überängen verknüpft ist, ist die Psychotherapie. Psychotherapie ist letztlich im-
mer die Erzeugung eines Erlaubnisraumes für Veränderung. Psychotherapie ist die Kon-
struktion einer sozialen Wirklichkeit zwischen Klient und Therapeut mit dem Ziel pers-
sönlicher Entwicklung. In diesem Sinne ist Psychotherapie auch eine Verunsicherung, die
eine sorgfältige gemeinsame Balance zwischen Stabilität und Instabilität, zwischen Be-
wahren und Verändern erfordert. Ob die Instabilität der therapeutischen Veränderung
beim Klienten Kreativität freisetzt oder beängstigend wirkt, hängt zentral davon ab, in-
wieweit für ihn situativ ausreichend stabilisierende Anteile erhalten bleiben, um hand-
lungsfähig zu bleiben. Die therapeutische Kompetenz besteht nicht unwesentlich aus der
Fähigkeit, in der Instabilität des therapeutischen Prozesses ausreichende Sicherheit zu
vermitteln und in der Stabilität des Symptoms ausreichend anregend zu sein. Die Verwen-
dung von Ritualen ist daher auf verschiedenen Ebenen ein zentrales Medium therapeuti-
schen Handelns. Zum einen ist die Gestaltung therapeutischer Rituale für sich genommen
eine wesentliche Intervention zur Bewältigung von Überangssituationen und Krisen, zum
anderen ist die Etablierung und das Durchbrechen von Ritualen im therapeutischen Set-
ting eine zentrale Möglichkeit der Balance zwischen Stabilität und Instabilität im Verän-
derungsprozeß. Die gemeinsame Gestaltung von Ritualen ist vielleicht sogar so etwas wie
ein Königsweg in der Psychotherapie.

Literatur

- Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J., & Weakland, J. W. (1956). Towards a theory of schizophrenia. *Beha-
vioral Science*, 1, 251-264.
- Bartlett, F. C. (1932). *Remembering. A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: University
Press.
- Chiompi, L. (1982). *Affektlogik*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Chiompi, L. (1989). Zur Dynamik komplexer psychosozialer Systeme: Vier fundamentale Mediatoren in der
Langzeitentwicklung der Schizophrenie. In W. Böker, & H. D. Brenner (Hrsg.), *Schizophrenie als syste-
mische Störung* (pp. 27-38). Bern: Huber.
- Grossberg, S. (1976). Adaptive pattern classification and universal recoding: I. Parallel development and co-
ding of neural feature detectors. *Biological Cybernetics*, 23, 121-134.
- Gheorghiu, V. A., & Kruse, P. (1991). The psychology of suggestion: An integrative perspective. In J. F.
Schumaker (Ed.), *Human Suggestibility. Advances in Theory, Research, and Application* (pp. 59-75).
New York: Routledge.
- Kruse, P., Roth, G., & Stadler, M. (1987). Ordnungsbildung und psychophysische Feldtheorie. *Gestalt
Theory*, 9, 150-167.
- Kruse, P., Carnesin, H.-O., & Stadler, M. (1995). Schizophrenie als Korrespondenzproblem plastischer neu-
ronaler Netzwerke. In G. Schiepek, W. Tschacher, E.J. Bruner (Hrsg.), *Synergetik in Psychologie und
Psychiatrie*. Berlin: Springer (im Druck).

- Kruise, P., & Stadler, M. (Eds.). (1995). *Ambiguity in Mind and Nature. Multistable Cognitive Phenomena*. Berlin: Springer.
- Roth, G. (1994). *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Stadler, M., & Kruise, P. (1986). Gestalttheorie und Theorie der Selbstorganisation. *Gestalt Theory*, 8, 75-98.
- Stadler, M., & Kruise, P. (1990). The self-organization perspective in cognition research: historical remarks and new experimental approaches. In H. Haken, & M. Stadler (Eds.), *Synergetics of Cognition* (pp. 32-52). Berlin: Springer.

Abstract: *In the view of self-organization theory of cognition rituals are of central importance for the construction of individual and social reality. Psychologically rituals produce a stable basis of action in the uncertainty of situational change and in the complexity of social events. Like suggestion or intuition rituals are not a minor substitute when rational analysis of situations fails but an essential answer to the unpredictability and multiplicity of life. In psychotherapy rituals allow the delicate balance between stability and instability necessary for learning and development.*

Keywords: *ritual, self-organization theory, psychotherapy*

Peter Kruise, Dr.phil., Dip.-Psych.

Institut für Psychologie und Kognitionsforschung

Universität Bremen

Postf. 330440

28334 Bremen

Die Attribution von Bedeutung und das Ritual der Hypnose in der Familientherapie

David P. Fourie ¹

Zusammenfassung: *Hypnose konzentrierte sich traditionellerweise auf intrapsychische Gesichtspunkte, die Familientherapie hingegen auf zwischenmenschliche Interaktionen. Diese Diskrepanz in der Konzeptualisierung, die einer der Gründe dafür war, daß Familientherapeuten oft die Anwendung von Hypnose vermieden, konnte erst gelöst werden, als die sog. Kybernetik zweiter Ordnung aufgetaucht war. In diesem Beitrag wird die Entwicklung der Hypnose aus dem Blickwinkel der Kybernetik zweiter Ordnung erklärt. Es wird außerdem gezeigt, wie diese Perspektive es dem Therapeuten ermöglicht, Hypnose auf eine viel kohärentere Art und Weise in der Familientherapie einzusetzen. Dieser Ansatz zielt eher auf Bedeutungszuschreibungen als auf hypothetische und vergegenständlichte intrapsychische Entitäten.*

Hypnose hatte traditionellerweise einen intrapsychischen Fokus: Sie wurde angewandt, um die inneren Funktionen des Menschen zu beeinflussen. Als die Familientherapie als Behandlungsmethode aufkam, war ihr Fokus auf die Interaktion zwischen den Familienangehörigen gerichtet, d.h. sie war *interpsychisch* orientiert. Aufgrund dieser unterschiedlichen Schwerpunkte wurde Hypnose lange Zeit von der Anwendung innerhalb der Familientherapie ausgeschlossen.

Vor kurzem jedoch und hauptsächlich unter dem Einfluß der Arbeit von Milton H. Erickson, begann sich eine Annäherung zwischen diesen beiden Ansätzen zu entwickeln. Viele Hypnotherapeuten fingen an, sich für die Arbeit mit Familien zu interessieren und einige Familientherapeuten "entdeckten" die Hypnose wieder. Das Ergebnis war eine sonderbare Mischung aus inter- und intrapsychischem Denken, worauf an anderer Stelle eingegangen wurde (Fourie, 1991a).

Als die der Familientherapie zugrundeliegende Wissenschaftstheorie sich von der sog. Kybernetik erster Ordnung zur Kybernetik zweiter Ordnung weiterentwickelte, hatte dies auch Einfluß darauf, wie Hypnose in der Familientherapie angewandt wurde. Dieser Einfluß war insofern sehr tiefgreifend, als er die gesamten Auffassungen von Hypnose veränderte. Ziel dieses Beitrages ist es, diese Veränderung zu beschreiben und einige ihrer Implikationen für die Anwendung von Hypnose in der Familientherapie hervorzuheben.